

Wendy Holden

Tea Time

mit Lilibet

List

Roman



Wendy Holden
Teatime mit Lilibet

Wendy Holden

Tea
time
mit Lilibet

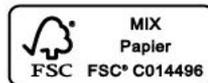
Roman

Aus dem Englischen
von Elfriede Peschel

List

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de



Deutsche Erstausgabe im List Verlag

List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

I. Auflage November 2020

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020

© Wendy Holden 2020

Titel der englischen Originalausgabe: *The Governess* (Welbeck
Publishing Group, London)

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-471-36027-9

Prolog

Aberdeen, Schottland
Juli 1987

Alles war bereit. Auf dem Mahagonitisch im Esszimmer lag eine weiße Spitzendecke. Die Goldränder der Porzellantassen funkelten im Sonnenlicht, das durch das breite Erkerfenster fiel. Teller mit kleinen weißen Leinenservietten standen bereit. Silberne Kuchengabeln waren aus ihren Schachteln geholt worden und glänzten ebenso wie die Zuckerzange und das silberne Sahnekännchen.

In der kühlen Küche warteten Sandwiches auf dem besten Geschirr. Mit Räucherlachs, Hühnchen, Schinken und Gurke und allesamt ohne Brotrinde. Daneben die runden Marmeladesandwiches »Marmelade-Pennys«, die sie immer am liebsten gemocht hatte. Außerdem Scones und Muffins und ein prachtvoller Schokoladenkuchen.

Überall standen Blumen verteilt, extra für diesen Anlass gekauft. Vasen und Krüge waren aus dunklen Schränken hervorgeholt, gespült und einsatzbereit. Pastellfarbene Sommerblüten überzogen sämtliche Oberflächen wie Schnee, und schwerer Rosenduft mischte sich mit dem von Bienenwachspolitur.

Am anderen Ende des Flurs, im Wohnzimmer mit der hohen Decke, stand eine groß gewachsene alte Frau in einem blassrosa Kleid kerzengerade am Fenster. Perlen schimmerten um ihren Hals, und auf ihrer Brust funkelte ein Orden. In ihren großen, leicht schräg stehenden Augen brannte Vorfreude. Ihr Atem ging

rasch, die Finger klammerten sich ans Fensterbrett. Ihr ganzes Sein konzentrierte sich auf das Ende der Straße, wo diese in die viel befahrene Hauptstraße mündete. Von dorthier würden ihre Besucher kommen.

Sie waren noch nie hier gewesen, in ihrer schönen großen Villa in einer der besten Straßen der Stadt, erbaut aus einheimischem grauen Granit. Bei trister Witterung wirkte er finster, aber bei Sonnenschein und vor einem blauen Himmel glitzerte er.

Das Licht, das durch das große Fenster des Wohnzimmers drang, fiel auf einen eleganten Kaminsims aus Stein. Darauf reiheten sich silber gerahmte Fotografien. Eine davon zeigte zwei lächelnde kleine Mädchen, identisch gekleidet mit rot karierten Kilts und Pullovern. Das ältere der beiden hielt einen braunen Hund mit spitzen Ohren, den das jüngere Mädchen streichelte. Sie standen vor einer Tulpenrabatte, und hinter ihnen ragten Schlosstürme auf.

Auf dem Foto daneben sah man dieselben Mädchen mit Krönchen. Sie wirkten äußerst ernst in ihren langen weißen Kleidern und den fließenden, pelzverbrämten Samtumhängen. Hinter ihnen standen ein Mann und eine Frau, ebenfalls in Umhängen und mit juwelenschweren Kronen. Der Mann wirkte besorgt, der Blick der Frau jedoch war von stählerner Entschlossenheit.

Die alte Dame wartete in der Stille des Wohnzimmers und stieß von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus, als würde ein lang gehegter Traum Wirklichkeit werden. Vielleicht würde er sich nun endlich erfüllen. Sie hörte nie auf zu hoffen. Hoffnung war es, die sie Jahr für Jahr das Silber polieren, die Blumen mit Bedacht aussuchen und die Sandwiches schneiden ließ.

Nur das Ticken der Standuhr gab der Stille einen Rhythmus. Dazu tanzten Flammen in der Höhlung des Kamins. Auch wenn Sommer war, die Kälte steckte in den großen schottischen Häu-

sern, und in schottischen Schlössern war es sogar noch kälter. Es gab nur wenige, die das besser wussten als sie.

Jetzt hielt die Frau den Atem an. Der Moment war gekommen. Auf der vom Flughafen herführenden Straße näherte sich eine Limousine. Das dürfte die Polizeieskorte sein. Ihre Gäste saßen sicherlich im Wagen dahinter. Die alten Hände krampften sich noch fester um die Fensterbank. Sie glaubte, im Fond bloss ein vertrautes Gesicht zu sehen.

Auf dem Beifahrersitz des Wagens öffnete ein kauzig aussehender junger Mann einen Diplomatenkoffer. Er war neu in seinem Job, und seine Bewegungen verrieten, wie nervös er war. Er holte ein Blatt Papier heraus und drehte seinen Nadelstreifenkörper nach hinten. Dort saßen zwei dunkelhaarige Frauen mittleren Alters, deren Ähnlichkeit ins Auge sprang.

Die eine war stark geschminkt, tief gebräunt und trug ein Kleid in leuchtendem Korallenrot, dazu weißen Modeschmuck. Die andere war konservativer gekleidet, mit beigem Twinset, Kilt und einer doppelreihigen Perlenkette. Ihr fiel eine dunkle Welle in die Stirn.

Der neue Stallmeister räusperte sich respektvoll. »Wenn ich es erwähnen dürfte, Ma'am. Wir werden nun gleich an der Straße vorbeikommen, an der eine frühere Angestellte des königlichen Hofes lebt.«

Die Frau im Twinset hatte starr aus dem Fenster gesehen. Jetzt blickte sie den Stallmeister an.

»Sie heißt Marion Crawford. Sie sagt, sie sei siebzehn Jahre lang die Gouvernante Ihrer Majestät gewesen. Mir wurde gesagt, dass sie jedes Jahr schreibt und Ihre Majestät einlädt, auf dem Weg nach Balmoral bei ihr zum Tee vorbeizukommen.« Der Stallmeister hielt inne. »Ich dachte, vielleicht ...«

Die sonnengebräunte Frau unterbrach ihn in schrillum Ton. »Briefe von Marion Crawford sollte man nur mit einer sehr lan-

gen Pinzette anfassen!« Sie sah aufgebracht ihre Schwester an.
»Lilibet?«

Es kam keine Antwort. Der Chauffeur trat sanft auf die Bremse.

Oben im Haus hinter dem spiegelnden Wohnzimmerfenster winkte die faltige Hand. Die Wagen hatten ihr Tempo verlangsamt! Endlich, nach so vielen Jahren, würden sie in die Allee abbiegen und in ihre Einfahrt fahren! Sie hatte die Tore geöffnet, wie sie das immer tat.

»Lilibet!«, drängte die Frau im leuchtend korallenroten Kleid.

TEIL EINS

EDINBURGH, 1932

Erstes Kapitel

Das Klassenzimmer war düster. Alles war braun, von den Pulten mit ihren Deckeln und Tintenfassern bis zu den Holzformen und Dielenbrettern. Braun war die schwere Bakelituhr und braun der Bilderrahmen um einen glupschäugigen König George V und eine versteinerte Königin Mary. Ein brauner Lederriemen lag in der knochigen Hand des Schulmeisters. Er sah abgewetzt aus, als wäre er oft im Gebrauch.

Sein Anblick ließ Marion zusammensucken. Körperliche Züchtigung hatte ihrer Ansicht nach in modernen Klassenzimmern nichts verloren. Genauso wenig wie Dr. Stone, der hagere, schwarz gewandete Schulmeister, in dessen Unterrichtsstunde sie saß.

»Ich hatte mit jemand viel Älterem gerechnet«, hatte er bei der Begrüßung gebrummt. »Und männlich.«

Marion fand keine Erklärung dafür, warum Miss Golspie, die Leiterin des Lehrerkollegs, sie losgeschickt hatte, um sich eine solche Einrichtung anzusehen. Glenlorne war Edinburghs teuerste weiterführende Privatschule. Sie war für die Söhne der reichen Bürger der Stadt gedacht, die anschließend eine der gefragten Internatsschulen besuchen würden. Und Miss Golspie wusste sehr wohl, dass nichts dergleichen Marion ansprach. Ihr Interesse galt dem anderen Ende des sozialen Gefälles.

Dass Dr. Stone ständig auf ihr Haar starrte und alle seine Bemerkungen an dieses richtete, als wollte er sich darüber lustig machen, war auch nicht hilfreich. Die neue Kurzhaarfrisur sollte ein modisches Statement sein und schickes Aussehen mit emanzipierter Haltung verbinden.

»Nehmen Sie hinten Platz«, wies Dr. Stone ihre Haare an.

Marion sammelte ihre Kräfte. Sie hatte genug davon. We-

nigstens hatte sie Haare, wenn sie auch kurz waren. An seinem schaurigen gelben Schädel hingegen klebten nur ein paar fettige Strähnen. »Wenn Sie nichts dagegen haben«, informierte sie ihn knapp, »ziehe ich es vor, dem Unterricht von vorn zu folgen.«

Auf der Suche nach einem freien Stuhl entdeckte sie einen in der dunklen Ecke, die Sitzfläche der Wand zugekehrt. Durch die Holzstreben der Rückenlehne sah sie einen weißen Spitzhut. War das möglich? In heutiger Zeit?

»Wollen Sie damit sagen, Sie möchten auf dem Stuhl für die Dummköpfe Platz nehmen?« Der Ton des Schulmeisters war voller Belustigung.

Marion ging nicht darauf ein. Sie griff mit den Fingerspitzen nach der demütigenden Kopfbedeckung und ließ sie zu Boden fallen. Dann nahm sie den Stuhl, setzte sich gelassen hin und wandte sich mit einem Lächeln der Klasse zu. Zwei Reihen Jungs schauten sie mit großen Augen an.

Mit einem scharfen Knall schlug Dr. Stone den Riemen in seine Handfläche. Die Jungs auf ihren Stühlen zuckten zusammen. »Das«, sagte er mit offensichtlichem Widerwillen, »ist Miss Crawley.«

»Guten Morgen, Miss Crawley«, sagten die Jungs im Chor.

»Crawford«, korrigierte sie geduldig. Sie war davon ausgegangen, dass sie diese kleinen schottischen Lord Fauntleroy verachten würde. Stattdessen taten sie ihr leid. Sie sahen so unbedarft aus in ihren kleinen grauen Blazern und hatten etwas Besseres verdient als diesen alten Sadisten.

Noch ein Riemenschlag in die Handfläche. Wieder zuckten alle zusammen. »Miss Crawley macht eine Ausbildung zur Lehrerin und wird als Teil ihres Unterrichts unsere Geografie-Stunde beobachten. Die Worte »Lehrerin« und »Unterricht« betonte er verächtlich.

Die Jungs richteten neugierige Blicke unter ihren verzierten Kappen auf sie. Marion lächelte zurück. *Achtet nicht auf dieses un-*

gehobelte alte Fossil, vermittelte das Lächeln. Frauen können jetzt Abschlüsse machen, sie können eine Berufsausbildung machen. Erzählt es euren Schwestern! Erzählt es euren Müttern!

Dr. Stone, der seinen Riemen abgelegt hatte, schrieb etwas an die Tafel. Die Kreide quietschte bei jeder Bewegung seiner knöchigen gelben Hand. *The British Empire*, verkündete das unordentliche Gekritzeln. Nun wurde vom Pult unter der Tafel ein langer, dünner Stock hervorgeholt. Das kollektive Einatmen verriet, dass auch dieser schmerzhaft Strafen ausgeteilt hatte.

Der Stock rasselte übers Glas, unter dem die große Weltkarte zu sehen war. »Könnt ihr«, knurrte Stone, »eine Farbe erkennen, die überall auftaucht?«

Mehrere Hände schossen in die Höhe. »Rosa, Sir?«

Hinter der stahlgerahmten Brille war ein triumphierendes Funkeln zu erkennen. »Ganz genau! Rosa ist die Farbe des *British Empire*! Es gibt keinen Kontinent auf Erden, auf dem unsere großartige und ruhmreiche Nation nicht über Territorien verfügt!«

Marion rutschte auf ihrem Stuhl herum. Altmodischer Chauvinismus dieser Sorte bereitete ihr Unwohlsein.

»Und so ist man, selbst wenn man sich hier befindet« – der Stock landete auf der Westseite Afrikas –, »ein britischer Untertan.«

»Dann sind sie dort also genauso wie wir, Sir?«, erdreistete sich ein kleiner Junge. Er wich zurück, als sein Meister ihn wütend angriff.

»Sie sind ganz und gar nicht wie wir! Sie sind Kolonialuntertanen!«

»Aber worin liegt der Unterschied, Sir?«

»Sie«, knurrte Dr. Stone, »sind unzivilisiert.«

Als sie wieder zurück im Moray House Teacher Training College

war, eilte sie empört und aufgewühlt mit klappernden Absätzen über die nach Bienenwachs duftenden Korridore zur Rektorin.

»Treten Sie ein.«

Miss Golspies Büro war hell und modern, an den mit heller Eiche verkleideten Wänden reihten sich vollgestopfte Bücherregale. Farbakzente setzten Teppiche, Bilder und Vasen. Die Rektorin, die in einem abstrakt gemusterten Kleid genauso zeitgemäß wie ihre Umgebung war, blickte von ihrem Schreibtisch auf. Überraschung stand ihr ins schöne, intelligente Gesicht geschrieben, das von einem exakt geschnittenen grauen Bob gerahmt war. »Meine liebe Marion. Sie sehen blass aus.« Sie hob eine bunt gemusterte Tasse hoch. »Tee?«

»Ja bitte.«

Miss Golspie schenkte eine zweite Tasse aus der Clarice-Cliff-Teekanne, reichte sie ihr und zeigte dann auf das große orangerote Sofa im Erkerfenster. »Nehmen Sie Platz, und erzählen Sie mir alles.«

Marion setzte sich und berichtete. Erschüttert hatte sie alles, am meisten jedoch die Bemerkung *unzivilisiert*. »Es ist so falsch, derart über Menschen zu sprechen«, schäumte sie. »Wir sind alle gleich – oder sollten es sein. Wie viele andere Lehrer erzählen Kindern derart altmodische, vorurteilsbehaftete Dinge?«

»Nicht wenige, würde ich sagen«, antwortete Miss Golspie trocken. »Jedenfalls an solchen Schulen.«

Marions große Augen loderten. »Niemals würde ich an einem solchen Ort unterrichten!«

Die Rektorin stellte ihre Tasse zurück auf den Unterteller. »Sie können gewisse Gesinnungen nicht einfach ignorieren, weil sie Ihnen nicht gefallen. Ansonsten würden diese Gesinnungen siegen. Wenn Sie etwas verändern wollen, müssen Sie dagegen angehen und die Richtigen verteidigen.«

»Bei Ihnen hört sich das nach Krieg an«, murmelte Marion.

»Was ist der Kampf gegen Ignoranz auch anderes?«

Im darauf folgenden Schweigen trank Marion ihren Tee. Er hatte ein ungewöhnliches, rauchiges Aroma. »Lapsang Souchong«, sagte die Rektorin mit einem Lächeln, als würde sie ihr die Frage ansehen. »Als ich in China unterrichtete, habe ich Geschmack daran gefunden.«

Miss Golspies früheres Leben war eindeutig abenteuerlich gewesen und hatte abgefärbt auf ihren exotischen Geschmack und ihre engagierte Persönlichkeit. Marion kannte niemanden, der so interessiert und interessant war wie sie, immer voller Energie und Ideen, eine ständige Inspiration für ihre Studenten. Sie dürfte in etwa genauso alt sein wie Dr. Stone, aber damit hörten die Übereinstimmungen auch schon auf. Die Vorstellung, dass sie sich auf demselben Planeten befanden, war schon erstaunlich genug, geschweige denn in derselben Stadt und im selben Beruf.

»Warum haben Sie mich nach Glenlore geschickt?« Inzwischen hatte sie sich so weit beruhigt, diese Frage stellen zu können. »Es ist kaum ein Ort nach meinem Geschmack.«

Die Rektorin betrachtete sie über den Rand ihrer Teetasse hinweg mit wachen dunklen Augen. »Sie geben den Slums den Vorzug.«

Marion warf ihr einen kurzen Blick zu. Miss Golspie hatte sie immer darin unterstützt, dort zu unterrichten. »Ja«, sagte sie entschlossen. »Jemand muss es tun.«

Drei Jahre nach dem Börsensturz an der Wallstreet und den sich daran anschließenden ökonomischen Nöten hielt sich noch immer der Glaube, dass die Armen ihre Lebensumstände größtenteils selbst verschuldet hatten. Aber selbst wenn das stimmen würde, was Marion bezweifelte, war es gewiss nicht die Schuld der Kinder. Erst hatte rein professionelle Neugierde sie einen Blick in die stinkenden Gassen am Grassmarket werfen lassen, eins von Edinburghs besonders berüchtigten Elendsquartieren, aber Mitgefühl und Empörung hatten sie seitdem jeden Samstag

erneut hingehen lassen. Dreck und Gestank waren schon schlimm genug, aber zu sehen, was das Elend mit dem Geist anstellte, ließ ihr den Atem stocken. Slumkinder hatten Probleme, sich zu konzentrieren, sie lernten nur langsam, zudem führte mangelhafte Ernährung häufig zu Seh- und Hörproblemen. Sie brauchten eine Ewigkeit, um ein einfaches Buch durchzulesen. Die Alphabetisierungsrate ging gegen null, und das bedeutete, dass ihre Chancen, jemals aus dem Grassmarketviertel herauszukommen, einen Job zu haben oder ein nur annähernd einträgliches Leben führen zu können, ebenfalls bei null lagen. Es sei denn, sie nahm sich ihrer an.

Miss Golspie betrachtete sie nachdenklich. »Ich verstehe, dass Sie so empfinden. Aber was ist mit dem anderen Ende der Skala?«

»Die Vermögenden?« Marion war verwirrt. »Die brauchen meine Hilfe nicht.«

»Sind Sie sich da ganz sicher?«

»Natürlich. Sie machen die Elite aus. Sie genießen sämtliche Vorteile.«

»Sie haben Dr. Stone«, hielt die Rektorin ihr entgegen. »Und Sie sagten gerade, dass die Kinder in seiner Klasse Ihnen leidtäten.«

»Tun sie auch. Sehr.«

»Welche Art Vorteil ist es dann?«

Marion dachte darüber nach. »Ich weiß nicht recht, worauf Sie hinauswollen«, sagte sie schließlich.

Isabel Golspie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und lächelte. »Was ich damit sagen möchte«, erwiderte sie, »ist ziemlich radikal. Ich möchte darauf hinweisen, dass bei aller Bewunderung dafür, dass Sie der alleruntersten Schicht der Gesellschaft helfen möchten, auch die Oberschicht Sie braucht. Und wenn Sie dieser helfen können, helfen Sie damit auch der anderen.«

Nun verstand Marion überhaupt nichts mehr. Sollte Miss Golspie damit jedoch andeuten wollen, sie solle in Glenlore unterrichten, konnte sie das vergessen.

Die Rektorin trank in aller Ruhe ihren Tee. »Sie haben gesehen, wie es auf einer Eliteschule zugeht. Diese kleinen Jungs werden eines Tages über Macht verfügen. Und einer ihre wichtigsten Kindheitseinflüsse wird Dr. Stone gewesen sein. Wie sollen wir uns auf diese Weise zu einer gerechteren Gesellschaft entwickeln?«

Marion stierte auf ihre Teetasse, den braunen Tee darin, dessen Name ihr bereits wieder entfallen war. Aber sie erinnerte sich an den Riemen, die Narrenkappe, die Angst in den Gesichtern der kleinen Jungs. »Ich möchte in den Slums arbeiten«, sagte sie stur.

»Genau das ist der Grund, weshalb Sie die Vermögenden unterrichten sollten«, schlug Miss Golspie vor. »Wer sonst soll ihnen sagen, wie arme Menschen leben? Von Feminismus, Chancengleichheit, sozialer Gerechtigkeit und all den anderen Dingen erzählen, die Ihnen am Herzen liegen? Nicht Dr. Stone, dessen können Sie gewiss sein.«

Zweites Kapitel

Der nächste Tag war ein Samstag, der Tag, an dem Marion die Elendsviertel aufzusuchen pflegte. Wie immer, wenn sie zum Grassmarket ging, machte sie sich hübsch. Die Kinder, die dort lebten, sahen genug schmutzige Lumpen. Sie wollte ihnen Hoffnung geben und Freude machen, indem sie ihre elegantesten und fröhlichsten Kleider trug.

Befriedigt stellte sie fest, dass ihr neues rosa Kleid schwungvoll ihre Knie umspielte. Dass es den Schnitt dafür als kostenlose Zeitschriftenbeilage gegeben hatte, sah man ihm nicht an.

Ihre Mutter war sehr geschickt im Nähen, und die tief angesetzte Taille fiel perfekt. Auch die Länge war genau richtig und brachte ihre schlanken Beine zur Geltung.

Sie beeilte sich, als könnte schiere Geschwindigkeit die Worte von Miss Golspie hinter sich lassen, die in ihren Träumen die ganze Nacht über nachgeklungen hatten. Das Argument der Rektorin konnte sie nachvollziehen, es war wie immer scharfsinnig. Aber sie hatte sich nun mal voll und ganz den Armen von Edinburgh verschrieben.

Beim Überqueren der Straße schaffte sie es gerade noch, dem vorbeibrausenden Wagen auszuweichen, einem glänzenden Gefährt mit königlichem Wappen. Der gerade niedergegangene heftige Platzregen hatte Pfützen in der Gosse zurückgelassen, durch die nun die Reifen pflügten. Eine Welle Schmutzwasser spritzte hoch und verteilte sich auf ihrem Kleid und den Strümpfen.

Marion fluchte leise. Wie die Menschen beidseits der Straße starrte sie dem Wagen hinterher, der auf dem Weg zum Palast in Holyrood war. War die königliche Familie auf einem ihrer regelmäßigen Ausflüge unterwegs? Sie musste an George V an der Wand von Dr. Stone denken. Hatte der glupschäugige König und Kaiser ihr Kleid ruiniert? In ihr regten sich antiroyale Gefühle.

»Hilft das?« Die Stimme kam von hinten. Ein junger Mann streckte ihr ein zerknittertes Taschentuch hin.

»Danke!«, Sie nahm es rasch, ohne genauer hinzusehen. Ihr Kleid hatte Vorrang. Aber als sie es abtupfte, wanderte ihr Blick vom schmutzigen Stoff zur Fußbekleidung neben ihr auf dem Gehweg. Das braune Leder war abgewetzt, und ein Schnürsenkel hatte sich gelöst. Aber es waren gute Schuhe, teuer.

»Ich sollte mich vorstellen«, sagte er. »Ich bin Valentine.«

»Valentine?« Sie hörte auf zu tupfen und blickte auf. Ein Paar dunkel schimmernde Augen sahen sie an. »Wie auf der Karte?«

»Das sagen alle«, entgegnete er gelassen. »Aber eigentlich wie der eine der *Zwei Herren aus Verona*.«

Sie richtete sich auf. »Das Stück habe ich nie gesehen.«

»Auch das sagen alle. Wie heißen Sie?«

»Marion.«

»Wie nach *Maid*?«

»Das sagen alle.« Es stimmte zwar nicht, aber das brauchte er nicht zu erfahren.

Er grinste. Er sah sehr gut aus. Knisternde Energie umgab ihn. Obwohl er kleiner war als sie – wie die meisten Männer –, wirkte er kräftig. Die Strähne seines vollen dunklen Haars, die ihm ins Auge hing, verlieh ihm etwas Jungenhaftes, obwohl er in ihrem Alter sein dürfte, einundzwanzig schätzte sie. Zu den abgewetzten Schuhen gehörten ein abgetragenes Tweedjackett, eine zerknitterte Flanellhose und ein roter Schal, der wie eine Flamme leuchtete. Er trug eine große grüne Segeltuchtasche mit Klappe über der Schulter. Was auch immer drin war, es sah sperrig und schwer aus. Bücher?

»Sind Sie Student?«, fragte sie ihn. Die Universität war voll mit aufgeblasenen jungen Männern, die sich durch die Straßen bewegten, als gehörte ihnen die Welt.

Er nickte. »Bekenne mich schuldig.«

»Vermutlich englisch.«

»Tatsächlich studiere ich Geschichte.«

Sie verdrehte die Augen. »Ich meine Sie. *Sie* sind englischer Abstammung.« Seiner Aussprache nach war er es, auch wenn diese nicht ganz so kalt und abgehackt war. Seine Stimme war tief und warm, und er verhaspelte sich, was sie sehr anziehend fand.

Er sah sie enttäuscht an. »Ist das so offensichtlich?«

»Nun, schottisch klingen Sie nicht.«

»Lässt sich auch nur schwer aussprechen«, erwiderte er tod-

ernst. »Selbst für Schotten. Die Menschen in Glasgow scheinen fürchterlich damit zu kämpfen.«

Das brachte sie zum Lachen.

Er wirkte sehr zufrieden. »Ich bin aus London«, sagte er. »Schon mal dort gewesen?«

Sie schüttelte den Kopf. Sie war noch nie außerhalb Schottlands gewesen. Und plötzlich kam sie sich beschränkt und provinziell vor. Sie gab ihm das Taschentuch zurück. »Ich muss gehen.«

»Darf ich Sie begleiten?«, fragte er.

Sie sah ihn an. »Warum?«

»Weil Sie hübsch sind?«

Das brachte sie erneut zum Lachen. Was für ein Schmeichler. Sie war nicht hübsch. Sie hatte schöne große Augen, und ihr kastanienbraunes Haar sah gut aus, wenn es jetzt auch kurz war. Dieser verflixte Kurzhaarschnitt. Er lenkte die Aufmerksamkeit auf ihre Nase, die zu lang war, und betonte, dass sie zu hochgewachsen und viel zu dünn war. *Ein langer Schluck Wasser*, nannte ihre Mutter sie.

Na gut. Sie hatte nicht vor, sich mit ihrem Aussehen ihren Lebensunterhalt zu sichern. Heutzutage standen Frauen mehr Möglichkeiten offen.

»Ihre Frisur gefällt mir«, sagte Valentine und schickte eine riesige Welle der Erleichterung durch sie.

Sie lächelte dankbar und lief los.

Er lief neben ihr her. Das war unerwartet, aber nicht unerwünscht. »Wohin gehen Sie?«

»Zum Grassmarket.«

Er riss die dunklen Augen auf. »Sie ... leben dort?«

Sie war versucht, ihn auf den Arm zu nehmen, sagte dann aber doch die Wahrheit. »Nein, ich unterrichte dort in meiner Freizeit.« Jetzt würde er sie mit Sicherheit in Ruhe lassen. Die

meisten Leute waren schockiert, wenn sie hörten, dass sie sich für die Slums interessierte.

Doch er blieb an ihrer Seite und verlagerte die schwere Tasche auf seine andere Schulter. »Ich bin zutiefst beeindruckt.«

Etwas an dieser übertriebenen Behauptung trieb sie in die Defensive. »Das ist nicht nötig«, erwiderte sie steif. »Ich mache eine Ausbildung zur Lehrerin. Dabei gilt mein besonderes Interesse unterprivilegierten Kindern.«

Jetzt sollte er eigentlich das Weite suchen. Aber er hielt weiter Schritt mit ihr. »Tatsächlich?«, sagte er strahlend. »Das ist ja höchst faszinierend.«

»Kann man wohl sagen«, bestätigte sie.

Sie hatten jetzt fast den Anfang der Royal Mile erreicht. Der Himmel hatte aufgeklart und war blau, strahlend und schön. Im Norden funkelte der Meeresarm Firth of Forth wie ein Teppich aus Saphiren. Im Süden erhob sich der gewaltige graue Hügel von Arthur's Seat über die Dächer und Türme. Über dem großen schwarzen steinernen Tor des Edinburgh Castle glänzte das Motto des Wappens in der Sonne: »Nemo Me Impune Lacesit.«

»Niemand fordert mich ungestraft heraus«, übersetzte Valentine lässig.

»Oder«, sagte Marion, wie die Schotten es sagen würden: »Leg dich nicht mit mir an, sonst!«

»Aber man hat sich mit ihnen angelegt«, legte er dar. »Maria I. und Charles I. verloren ihre Köpfe. Und James II. und Bonnie Prince Charlie verloren ihre Königreiche. Die da unten« – er nickte Richtung Holyrood am anderen Ende der langen Straße – »müssen sich in Acht nehmen.«

Marion schielte auf ihr Kleid. Der feuchte Saum, umrandet von einer grauen Schmutzborte, klebte an ihren knöchigen Knien. »Das sollten sie«, stimmte sie ihm zu. »Sehen Sie nur, was die mit meinem Kleid angestellt haben.«

»Das habe ich nicht gemeint«, sagte er. Sein neckischer Ton war verschwunden, und er klang nun ein wenig ungeduldig.

Sein Gesicht unter dem widerspenstigen dunklen Haar war ernst geworden. Die Züge waren schön modelliert, wie sie feststellte, die Lippen voll und wohlgeformt, die Wangenknochen betont.

»Was meinen Sie dann?«, hakte sie nach. »Wovor müssen die sich in Acht nehmen?«

»Vor der internationalen proletarischen Revolution«, erklärte er.

Sie erschauerte. »Sie sind Republikaner?«

»Sie sind nah dran.« Die dunklen Augen schimmerten. »Die Monarchie ist eine überholte Institution. Wie lässt sich ein System, dessen Privilegien, Macht und Positionen sich einzig auf den Zufall der Geburt gründen, überhaupt rechtfertigen? In der modernen Welt hat das keinen Platz mehr.« Er hielt inne, bevor er aufgewühlt ergänzte: »Wie der Frühling auf den Winter folgen muss, ist der Triumph der Arbeiter über die herrschenden Klassen historisch unausweichlich.«

Sie spürte, wie ihr der Mund offen stand. »Sie sind Kommunist!«

»Und wenn schon? Was, wenn ich ein Roter unter Ihrem Bett bin?«

Sein amüsiertes Blick hielt ihren fest. Sie stellte sich ihn unter ihrem Bett, sogar in ihrem Bett vor. Gleich darauf versuchte sie das Bild loszuwerden, aber es war zu spät – ein warmes Gefühl hatte sich in sie gebohrt, tief in den Unterleib.

Jetzt hatte er die Klappe seiner Tasche zurückgeschlagen. Drinnen stapelten sich keine Bücher, sondern jede Menge Zeitungen. Sie trugen die roten Symbole von Hammer und Sichel und den Titel *The Daily Worker*. Er grinste sie an. »Kann ich Ihr Interesse an einem Exemplar wecken, Madam? Was Aufregendes für die Zugfahrt?«

Sie starrte ihn an. »Sie verkaufen die? Hier?« Das ehrwürdige Edinburgh war keine besonders linke Stadt.

»Das ist die Aufgabe aller Parteimitglieder. Es ist unsere sozialistische Pflicht. Die Verbreitung des Worts.«

»Und welches Wort ist das genau?« Marion war neugierig. Sie interessierte sich für Politik, wusste aber wenig Bescheid über den Kommunismus, den sie mit wilden, bärtigen Russen, gewaltsamen Aufständen und ermordeten Zaren verband. Nicht mit wohlherzogenen jungen Männern aus England.

»Nun.« Er zögerte. »Glauben Sie an die Gleichheit der Geschlechter?«

»Absolut.«

»Und sind Sie auch der Ansicht, dass alle sozial und ökonomisch gleichgestellt sein sollten?«

Sie nickte heftig.

»Glauben Sie eher an die Liebe als an das Geld?«

»Äh ...« Sie sah ihn an. Er grinste, und eine Hitzewelle erfasste ihren Hals. Sie spürte wieder seine knisternde Energie. Allein schon seine Nähe war aufregend. Noch nie war ihr jemand wie er begegnet. Sie suchte nach einer klugen Antwort, fand aber keine und beschloss, dass sie genug von diesem Fremden hatte, der ihr ungewollt den Kopf verdrehte.

»Ich muss los«, murmelte sie, drehte sich um und klapperte über die dunklen Stufen, die vom Burgfelsen wegführten. Sie rechnete fast damit, seine Schritte zu hören. Als diese ausblieben, mischte sich Bedauern in ihre Erleichterung. Als sie das Knäuel in ihrer Tasche spürte, merkte sie, dass sie noch immer sein Taschentuch hatte.

Die Treppe endete in schmutzigen Pflastersteinen und düsteren, vergammelten Eingängen. Diese kaputten Häuser mit ihren hohen Giebeln waren einst das Zuhause der Aristokratie der Stadt gewesen. Nun beherbergten sie – wenn dies das richtige

Wort war – das andere Extrem. Sie holte tief Luft und stürzte sich in das Labyrinth düsterer Gassen.

Die Wohnung der McGintys befand sich im ersten Stock, in den man über eine kaputte Treppe ohne Geländer gelangte.

Das ramponierte Portal drohte unter ihrem Klopfen einzustürzen. Ein kleines blasses Gesicht tauchte im Türspalt auf, und der anfangs argwöhnische Ausdruck flammte zu plötzlichem Entzücken auf. »Miss Crawford!«

Es war Annie gewesen, die Marion im vergangenen Winter zum ersten Mal zum Grassmarket gebracht hatte. Sie war acht, sah aber drei Jahre jünger aus. Ihr Vater war Leierkastenmann, der seine Runden durch die Straßen Edinburghs drehte und seine Tochter mitnahm. Es war ein feuchter, eisiger Tag gewesen, und die nackten Füße des Kindes hatten auf dem frostglänzenden Pflaster kalt und verletzlich ausgesehen. Und doch hatte es *Loch Lomond* mit herziger Begeisterung gesungen.

Auch Marions Mantel war alt, und ihre Schuhe hatten bessere Tage gesehen. Aber sie war dankbar dafür, als sie unter einer nahe gelegenen Ladenmarkise Schutz suchte und vorgab, das dort ausliegende Besteck zu betrachten. Sie bekam ihre Chance, als der Leierkasten zu spielen aufhörte. Der Vater hatte sich entfernt, und so war sie auf das Mädchen zugegangen.

»Warum bist du nicht in der Schule?«, erkundigte sie sich vorsichtig und zuckte zusammen, als sie auf den dünnen Ärmchen des Kindes die blauen Striemen sah. Der Schorf an der Stirn direkt am Ansatz der schmutzigen Haare ließ auf eine einst klaffende Wunde schließen.

Annies große Augen waren voller Angst auf sie gerichtet. Sie würde ja, sagte sie, sei gern zur Schule gegangen, aber sie müsse halt immer mit, wenn ihr Vater mit der Drehorgel losziehe. In dem Moment kam der Vater aus der Tür eines ranzigen Pubs. Er hatte die kleinen, arglistigen Augen eines Kampfhunds und wischte sich mit dem Rücken seiner schmutzigen Hand den

Mund ab. Er sprach das Kind grob an und schleifte es mit sich und entwand dabei den dünnen Fingern seiner Tochter den Sixpence, den Marion ihr zugesteckt hatte. In diskretem Abstand war sie den beiden nachgegangen und hatte nicht nur zum Grassmarket, sondern auch zu dem gefunden, was sie für ihre Bestimmung hielt.

Zum Glück war McGinty jetzt nicht da. Annies Mutter, ein blasses, verkümmertes Geschöpf, das als Näherin arbeitete, lag mit geschlossenen Augen im Bett. Sie hatte einen schmutzigen Lappen um den Kopf gebunden. »Ma hat Kopfweg«, sagte Annie.

Marion sah sie an und hätte gern geholfen. Aber sie war kein Arzt und konnte schon gar keinen Klempner, Glaser, Zimmermann, Elektriker oder anderen Handwerker ersetzen, der diese armselige Behausung halbwegs bewohnbar hätte machen können. Sie war nur eine Lehrerin und auch als solche noch nicht ganz qualifiziert.

Aber das war schon mal ein Anfang. Wenn Annie lesen und schreiben und auch ein wenig rechnen lernte, könnte sie richtige Arbeit finden. Und dieser elenden Bruchbude entfliehen. Hoffentlich zusammen mit ihrer Mutter.

Annie stupste sie an. »Woll'n ma les'n, Miss Crawford?«

»Entschuldige, Annie. Natürlich tun wir das.« Eilends holte Marion *Die Prinzessin auf der Erbse* aus ihrer Tasche.

Eine unglückliche Wahl, wie sie jetzt feststellte. Aber Annie schien ihre Umstände nicht mit denen der Glücklicheren zu vergleichen. Ihr gefielen einfach die Bilder des schön geschnitzten Himmelbetts mit seinen aufeinandergestapelten gemusterten Matratzen.

» ... sie war eine *echte* Prinzessin!«

Als das spindeldürre Kind diese einfachen Worte buchstabierte, zog es Marion das Herz zusammen. Das war es, was sie tun wollte – Kindern wie diesem helfen, sich gegen die Verhält-

nisse aufzulehnen und sich aus ihnen zu befreien. Die Sprösslinge der Reichen brauchten sie nicht, die konnten sich um sich selbst kümmern. Bis zur Revolution natürlich. Sie musste lächeln, als sie an Valentine und seine Philosophie dachte.

Sie stimmte ihm zu, dass eine Revolution notwendig war. Aber nicht die große, gewaltsame, die er befürwortete und welche ein Land gegen sich selbst aufbrachte. Ihre Revolution würde die Sparmaßnahmen der Gemeindevertretung rückgängig machen, sodass Schulen wieder Bücher bekämen, die im Moment Mangelware waren. Sie hatte viele Abende damit zugebracht, alte Exemplare zu reparieren und Seiten eingeklebt, um sie wieder lesbar zu machen. Aber gegen undichte Dächer, marode Boiler und einen himmelschreienden Mangel an Füllern und Bleistiften, ja sogar Tafeln war sie machtlos. Während ihrer Ausbildung hatte sie nicht selten Landkarten auf die Mauern von Spielplätzen gemalt, um frierenden Kindern Geografie nahezubringen. Die Mittel des Bildungsetats waren eine nationale Schande. Aber beim Wohnungsetat sah es sogar noch schlimmer aus. Die Slums sollten abgerissen werden, es war haarsträubend, dass Kinder wie Annie noch im Jahr 1932 unter Bedingungen leben mussten, die selbst Charles Dickens schockiert hätten. Welche Chancen hatten sie, wenn sie nicht wäre?

Miss Golspie lag falsch, befand Marion. Ihre Zukunft sah sie nicht bei den Wohlhabenden und Mächtigen, sondern hier bei den Ärmsten der Armen.

Drittes Kapitel

Sie blieb länger als beabsichtigt. Als sie sich auf den Heimweg machte, breitete sich bereits das goldene Abendlicht über der Altstadt aus. Sie war das Herzstück der Stadt, und hier spürte man ihren düsteren Zauber ganz besonders.

»Marion Crawford?«

Eine rotwangige junge Frau, adrett gekleidet und mit einem dunklen Haarknoten, sah sie neugierig an. »Marion Crawford, bist du es wirklich?«

»Ethel.« Marion konnte das Gesicht endlich in der letzten Reihe ihres einstigen Klassenzimmers einordnen. Sie und Ethel McKinley waren gleich alt. Aber allem Anschein nach verband sie sonst nichts. Da waren der Ehering und ein schlafendes Baby, das auf Ethels hübschen Mantel sabberte.

Ethel starrte auf Marions Haare. Oder den Rest davon. »Hast du sie abschneiden lassen?«

Marion errötete. Als sie den weißen Glockenhut abnahm und ihre braune Kurzhaarfrisur mit Seitenscheitel entblößte, machte Ethel große Augen.

»Das ist modern«, verteidigte sich Marion. »Das ist ein Eton Crop.«

»Eaten?« Ethel lächelte spöttisch. »Wer hat da dran geknabbert?«

Dieser Anflug von Witz machte Marion ungeduldig. Wie konnte Ethel sich anmaßen, sich über sie lustig zu machen? Was hatte sie schon aus ihrem Leben gemacht, außer zu heiraten? Und Babys zu bekommen? Das konnte schließlich jeder.

»Eton«, sagte sie. »Das ist eine Schule. Eine teure Knabenschule in der Nähe von London. Wie ich sehe, bist du Mutter«, ergänzte sie, um das Thema zu wechseln.

Ethel war wie sie selbst gerade mal zwanzig. Zu jung, um verheiratet zu sein und Kinder zu haben, zumal wenn einem so viele andere Möglichkeiten offenstanden. Frauen hatten heutzutage Berufe – wusste Ethel das nicht?

»Das ist Elizabeth«, stellte Ethel sie stolz vor und verlagerte das Kind in ihren Armen.

»Reizend«, sagte Marion höflich.

»Nach der kleinen Prinzessin«, soufflierte Ethel.

»Oh ... ja.«

Prinzessin Elizabeth und ihre jüngere Schwester Margaret Rose waren die Töchter des Herzogs und der Herzogin von York. Wie der Rest des Landes hatte auch Marion ihre Fotos in den Zeitungen gesehen: weiße Söckchen, blaue Augen, goldblonde Haare, Rüschenkleidchen. Doch sie verfolgte die Ereignisse im Königshaus nicht. Das war etwas, wofür sich die ältere Generation interessierte, aber nicht die ihre. Ethel konnte einem fast leidtun.

Ärgerlicherweise schien Ethel sie auf dieselbe Weise zu betrachten. »Dann bist du also noch nicht verheiratet?« Sie starrte auf Marions nackten Ringfinger.

»Ich möchte einen Beruf, weder Mann noch Ring!«, hätte Marion am liebsten gerufen. Stattdessen erläuterte sie geduldig: »Ich studiere. Am Moray House in Edinburgh. Das ist eine pädagogische Hochschule.«

»Dann wirst du also Lehrerin?«, schloss Ethel messerscharf.

»Ganz genau.«

»An einer teuren Schule, wie der, die du gerade erwähnt hast?«

»Eton?« Marion musste sich ein Schnauben verkneifen. »Nicht wirklich. Ich habe eigentlich vor, in den Slums zu arbeiten.«

»In den Slums!« Wie nicht anders zu erwarten, brachte das Ethel aus der Fassung. Sie entschuldigte sich und eilte davon.

Marion grinste in sich hinein und ging weiter. Sie kam an einer Straßeneinmündung vorbei, an der sich eine Gruppe junger Männer versammelt hatte. Sie schrien und lachten und traten, wie sie undeutlich erkennen konnte, auf etwas ein, das auf dem Boden lag. Oder jemanden. War das nicht ein Mensch inmitten all der schwarzbehosten Beine und glänzenden Stiefel? Sie traten mit aller Kraft zu. Sie würden ihn umbringen.

Ohne lang zu überlegen, rannte sie auf die Gasse zu, auf de-

ren Pflaster überall Zeitungen verstreut lagen. Zwischen den stoßenden Füßen sah sie einen jungen Mann in Embryohaltung liegen. Er sah aus, als wäre er bereits tot.

Der nächststehende Schläger wirbelte herum und erblickte sie. Sein geöltes Haar lag glatt am Schädel und wurde über einem grausam schönen Gesicht durch einen Scheitel geteilt. In seinen wachsamen Augen lag ein metallisches Glitzern. »Es ist nicht die Polizei«, sagte er verächtlich. »Es ist nur eine Frau.«

Jeglicher Drang, ihren Standpunkt zu vertreten, verging Marion, als sie sich von schwarz gekleideten Männern mit finsternen Mienen eingekesselt sah. So groß sie selbst war, sie wirkten größer.

»Seht mal, was wir da haben«, höhnte einer.

Als sie zurückzuweichen versuchte, schoss etwas auf sie zu und packte sie. Eine Hand im schwarzen Handschuh umklammerte das unschuldige Rosa ihres Kleiderärmels.

»Was soll die Eile, Süße?«

»Lust auf einen Drink?«

»Na los doch!«

In ihren Schläfen pulsierte Panik. »Lassen Sie mich los!« Sie versuchte, den Lederhandschuh abzuschütteln, der sich nun auf ihre Brust zubewegte.

»Möchtest wohl nach Hause zu deinem Liebsten?« Der Mann war ein brutaler Fleischklops. Sie konnte seinen sauren Atem riechen. Die Nase mit ihren Flecken und Poren presste sich an ihre. Schmerz durchzuckte sie, als er nach ihrer Brust griff und kräftig zudrückte. »Ich werde dein Liebster sein. Gib uns einen Kuss!«

Marion war angewidert und hatte entsetzliche Angst. Schließlich befand sie sich im dunkelsten Teil der Einfahrt, und keiner, der vorbeiging, würde etwas mitbekommen. Sie könnten sie zu Boden stoßen und mit ihr anstellen, was sie wollten. Dank

enormer Willenskraft presste sie mit fester Stimme hervor: »Lassen Sie mich los!«

Sie quittierten es mit Gelächter und ahmten sie verächtlich nach. Der mit dem sauren Atem ließ sie jetzt los, und einer der anderen übernahm. »Komm schon.« Er berührte ihre Lippen mit einem behandschuhten Finger. »Such dir einen von uns aus.« Der Finger zeichnete ihr Kinn nach. Die Augen funkelten. »Oder wir übernehmen das für dich.«

Instinktiv handelte sie. Sie hob ihr Knie unvermittelt und schnell und verfolgte, wie seine Augen sich vor Schmerz und Wut weiteten. Fluchend und brüllend schwankte er davon. Jetzt packte der mit dem sauren Atem wieder fester zu. Während er die andere Faust hob, sah Marion im von oben einfallenden Licht das Glitzern seines Schlagrings. Sie schloss die Augen und wappnete sich für den abscheulichen Aufprall harten Metalls auf weichem Fleisch und zarten Knochen.

Er kam nie. Plötzlich ertönten Schreie am Ende der Einfahrt und die scharfen Pfliffe von Trillerpfeifen der Polizei. Die Männer in Schwarz tauchten auf der Stelle ab und verschwanden in der dunklen Gasse. Wie von weit her hörte sie das Getrappel von Stiefeln mit stählernen Kappen, die vermutlich über Feuerleitern das Weite suchten. Auf dem schmutzigen Pflaster lag der junge dunkelhaarige Mann ganz still, das weiße Hemd von Blut befleckt. Er kam ihr irgendwie bekannt vor.

»Sie sind tapfer, Maid Marion«, sagte Valentine.

»Sie meinen wohl eher dumm«, murmelte sie.

Eine halbe Stunde nach dem beängstigenden Scharmützel saßen sie im nächstgelegenen Pub. Es war ein übler Laden, das hatte aber den Vorteil, dass keiner mit der Wimper zuckte, als sie Valentine halb tragend, halb schleifend dorthin brachte und ihm für den Schock ein Glas Whisky spendierte. Sich selbst hatte sie auch einen geholt.

Er war in viel besserer Verfassung, als dies anfangs men-

schenmöglich schien. Offenbar war sie genau im richtigen Moment aufgetaucht, bevor die Schlägerei wirklich aus dem Ruder gelaufen war. Wie sich herausstellte, war das blutige Rot, das seine Brust bedeckte, sein roter Schal. »Der Trick ist, man muss sich zusammenrollen wie ein Igel«, sagte er. »Mach dich so klein wie möglich. Auf diese Weise können sie einen nicht am Kopf treffen.«

Wie ihr schien, hatte sein Kopf das recht gut überlebt. Er hatte ein blaues Auge, eine aufgeplatzte Lippe und eine geschwollene Wange, aber seine Zähne hatten überlebt. Sein Lächeln war noch immer breit und sonnig. »Das hört sich ganz so an, als hätten Sie Übung darin«, sagte sie.

»Berufsrisiko.« Er zeigte mit dem Kopf auf die Zeitungen. Sie folgte seinem Blick. Die sauberen hatte sie in der Gasse aufgehoben und zurück in die Tasche gesteckt, die sie am Fuß einer Mauer gefunden hatte. »Nicht alle sind Freunde der Kommunisten. Am wenigsten die Anhänger Mussolinis. Wissen Sie, wer das ist?«

Sein ziemlich herablassender Ton versetzte ihr einen Stich, nach allem, was sie gerade für ihn getan hatte. »Ich lese Zeitungen«, blaffte sie. »Er ist der Führer der italienischen Faschisten.«

Er grinste. »Sehr gut. Er ist auch das Vorbild für unseren lieben Mr Mosley, der ihm zu Ehren gerade seine eigene British Union of Fascists gegründet hat. Tatsächlich haben Sie mich gerade aus deren freundlicher Umarmung befreit.«

Marion war neugierig. »Warum mögen die Faschisten keine Kommunisten?«

Sie erwartete eine lange, eloquente Erklärung, aber Valentine zögerte. »Es geht im Grunde genommen um den Staat«, sagte er nach einer Pause.

»Den Staat?«

»Im Kommunismus läuft ohne den Staat nichts.«

»Verstehe. Und im Faschismus?«

»Nun, dort steht der Staat an erster Stelle. Im Grunde genommen ist das der Unterschied.«

Marion zog die Stirn kraus. »Ist das ein Unterschied?«

Valentine nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette und blies den Rauch durch den Mund aus. Was merkwürdigerweise eine erotische Wirkung hatte. Er rieb sich die Stirn. »Hören Sie, normalerweise würde ich mit Feuereifer einsteigen. Aber mein Kopf verstehen Sie?«

Sie fühlte sich schuldig. Er war verletzt worden. Unter diesen Umständen dürfte es nicht allzu fair sein, eine ideologische Debatte vom Zaun zu brechen.

Er betrachtete sein leeres Glas. »Noch was zu trinken? Es hilft wirklich gegen den Schmerz. Nein, wirklich, es geht mir gut. Ich gehe zur Theke. Äh, leihen Sie mir ein paar Schilling?«

Während sie auf ihn wartete, blätterte sie im *Daily Worker*. Er kehrte mit zwei Gläsern Whisky pro Hand zurück. »Ich dachte, ich spare mir die Mühe, noch mal welche holen zu müssen«, sagte er und schob die vier Gläser achtlos über den Tisch. Indem sie rasch ihre Hand ausstreckte, damit sie nicht umkippten, versuchte sie zu verdrängen, dass sie den Rest ihres Geldes repräsentierten. Sie hatte mit dem Wechselgeld gerechnet.

»Verkaufen Sie viele davon?«, fragte sie und zeigte auf den *Daily Worker*, während Valentine sein erstes Glas in einem Zug runterkippte.

»Schon viel besser! Verzeihung, was haben Sie gesagt?«

Sie wiederholte die Frage und ergänzte: »Sehr interessant sieht die Zeitung ja nicht aus.«

»Wenn Sie damit meinen, dass sich darin nichts von der Verderbtheit und Unterhaltung der Populärpresse findet, ist das Absicht.«

»Tatsächlich? Warum?«

»Natürlich um die Massen nicht vom Kampf abzulenken.«

»Aber was ist, wenn sie abgelenkt werden möchten?« Sie

blättern belustigt die Seiten durch. »Es gibt keine Comics, keine Mode. Da stehen nicht mal Tipps fürs Pferderennen drin.«

»Tipps fürs Pferderennen werden die Zitadellen der Bourgeoisie nicht zum Einsturz bringen«, sagte Valentine ernsthaft. »Und Mode auch nicht.«

Sie faltete die Zeitung zusammen. »Besonders viel Spaß scheint die Revolution nicht zu machen.«

Er zuckte die Achseln und griff nach seinem zweiten Glas. »Proletarier aller Länder, vereinigt euch!«

Sie setzte ihr erstes Glas an die Lippen. Schon der kleinste Schluck brannte sich feurig in ihre Kehle ein. Er hatte sich eindeutig für Quantität anstelle von Qualität entschieden. »Was arbeiten Sie denn?«, fragte sie, weil ihr plötzlich einfiel, dass sie keine Ahnung hatte.

»Ich bin Student«, sagte er ein wenig abwehrend.

»Dann haben Sie also nie wirklich gearbeitet? Nie eine Stelle gehabt?« Dabei umspielte ein Lächeln ihre Mundwinkel.

Achselzuckend entgegnete er: »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jeder nach seinen Bedürfnissen.«

»Was soll das nun wieder heißen?«

Er streckte seine Hand aus. »Es bedeutet, dass ich gern Ihren übrigen Whisky hätte, wenn Sie ihn nicht wollen. Nieder mit der Bourgeoisie!«

Viertes Kapitel

Sie war davon ausgegangen, dass ihre Mutter bereits im Bett liegen würde. Aber als sie die kleine Straße entlanghastete, fiel Licht durch den Spalt der Wohnzimmervorhänge. Sie steckte den Schlüssel ins Schloss und betrat den vollgestellten Flur.

»Marion?«

Sie ging zur Schwelle des winzigen Wohnzimmers. Vor den

hellen Strahlen einer Tischlampe sah sie die Silhouette ihrer Mutter, die auf ihrem Stuhl am Feuer saß und nähte. Der vertraute Anblick erfüllte sie mit tiefer Zuneigung. »Hallo, Mutter! Tut mir leid, dass ich so spät komme.«

Mrs Crawfords unscheinbares Gesicht lächelte nicht wie üblich. Es war gezeichnet von Sorge und Entrüstung. »Du kommst schrecklich spät! Wir hatten keine Ahnung, wo du warst!«

»Wir?«

»Ja, Peter war hier. Oder hattest du vergessen, dass er kommen wollte?«

Peter! Ihr Freund aus dem Jahrgang über ihr am Lehrerkolleg. Sie wollten gemeinsam in die Operette gehen – *Der Mikado*. Sie ließ sich in den gegenüberstehenden Stuhl sinken, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und stöhnte.

»Er hat bis zur letzten Minute hier gewartet«, ergänzte Mrs Crawford. »Er ist nur gegangen, weil er dachte, du seist schon unterwegs, um ihn dort zu treffen.«

Marion malte sich Peters Kopf auf dem langen Hals aus, der mit seinen hellen, kurzsichtigen Augen durch seine Brille sorgenvoll die Menge im Foyer absuchte. »Also wirklich, Marion. Wie kannst du ihn so behandeln? Er ist so ein netter Junge. Und dir treu ergeben.«

»Nein, das ist er nicht, Mutter. Wir sind nur Freunde.« Sie mochte Peter, aber das war auch schon alles. Ihre Mutter war es, die ihn liebte. Er war ernsthaft, höflich, zuverlässig und arbeitete hart – beste Voraussetzungen für den perfekten Schwiegersohn. Aber der Gedanke, ihn zu heiraten, das Bett mit ihm zu teilen, nein!

Ihre Mutter stieß einen entsetzten Seufzer aus. »Was ist mit deinem Kleid passiert? Ich habe es dir doch gerade erst genäht. Ist das Blut?«

»Ähm, ja. Es gab einen Kampf, weißt du, und ...«

»Kampf?« Es war ein Aufschrei.

»Nicht ich. Ich habe nur jemandem geholfen, der verletzt war.« Sie beugte sich vor und umarmte ihre sitzende Mutter. »Nimm es einfach hin als gute Tat«, bedrängte Marion sie und lächelte. »Marion, die gute Samariterin.«

»Du bist unverbesserlich«, entgegnete Mrs Crawford, aber zu Marions Erleichterung voller Stolz. Ihre Mutter wurde nur selten, wenn überhaupt wütend. Seit dem Tod des Vaters waren die beiden einander alles. Aber das heute hätte auch anders ausgehen können, und vermutlich sollte sie es als Zeichen nehmen, dass ein Wiedersehen mit Valentine keine gute Idee war. Sie hatte ihn gerade erst kennengelernt und seitdem nur Ärger mit ihm gehabt.

Am nächsten Tag war die Welt irgendwie heller und klarer. Sie spürte eine Leichtigkeit in ihrem Herzen, die sie fast schwindelig machte. Doch damit war es rasch vorbei, als sie sich klar machte, dass sie Peter ins Gesicht sehen und sich entschuldigen musste.

Natürlich würde er das hinnehmen. Die Tatsache, dass er so durch und durch gut und nett war, machte alles nur noch schlimmer. Wenn sie ihn doch nur so lieben könnte, wie sie wusste, dass er sie liebte. Sie passten, wie ihre Mutter nie müde wurde zu betonen, ganz außergewöhnlich gut zusammen.

Vor zwei Jahren hatte sie ihn in ihrem ersten Semester kennengelernt. Außer ihrem Interesse am Unterrichten einte sie auch die Liebe zu Wanderungen und zur Musik, zur Literatur und Kunst. Beide kamen aus einfachen Verhältnissen: Marions Vater, der tot war, hatte bei der Eisenbahn gearbeitet, der von Peter war Postbote. Sein Ziel war es, als erster Sohn eines Postboten nach Eton zu gehen, wenn auch in professioneller Funktion. Er war entschlossen, an den großen Privatschulen zu unterrichten, wie er sie nannte, zu denen ihm als Junge der Zutritt aufgrund seiner Armut verwehrt gewesen war. Marion bewunderte

seinen Ehrgeiz, aber nicht sein Ziel. Schon gar nicht nach ihrer Erfahrung in Glenlorne.

Sie betrat das Kolleg und eilte durch die Flure mit den grün gefliesten Wänden und dem Fischgrätparkett. Sie traf Peter in der Bibliothek an, wo er arglos in seinem hellblauen Pullover über seinen Büchern brütete. Seine Freude, sie zu sehen, verstärkte ihre Schuldgefühle tausendfach.

»Es tut mir so leid wegen gestern«, begann sie.

»Pst!«, mahnte die Bibliothekarin.

»Ja, es war schade«, flüsterte Peter leise. »Du hast eine ganz wunderbare Nanki-Puh verpasst.«

»Pssst!«

»Ein andermal«, sagte Marion, die nicht vorhatte zu bleiben. Miss Golspies Unterrichtsstunde über Fröbel begann gleich.

»Hast du denn später Zeit? Ich muss dir was erzählen.« Durch seine blitzblank geputzten runden Brillengläser funkelten Peters helle Augen aufgeregter, als sie das von ihm gewohnt war. »Lass uns auf einen Tee zu Jenners gehen«, ergänzte er mit untypischer Impulsivität.

Jenners war das schickste Kaufhaus in Edinburgh mit entsprechenden Restaurantpreisen. Was er ihr zu erzählen hatte, musste etwas Wichtiges sein.

Hinter dem Bücherregal lauerte die Bibliothekarin. »Ich muss doch sehr bitten.«

Als Marion am Ende der Stunde über Fröbel ihre Bücher zusammenpackte, sprach Miss Golspie sie an. »Hat Ihnen das gefallen? Sie sahen jedenfalls ganz so aus. Ihre Hand ist vor lauter Notizen gar nicht mehr zur Ruhe gekommen.«

Marion lächelte ihre Lehrerin an. »Was für ein bemerkenswerter Mann. Ich hatte keine Ahnung, dass er den Kindergarten erfunden hat. Und davon ausging, dass jedes Kind über ein Innenleben verfügt, das durch sorgfältige Erziehungsarbeit gedei-

hen kann.« In ihrer Begeisterung sprudelten die Worte nur so aus ihr heraus. »Ganz besonders gefiel mir seine Überzeugung, dass die Kindheit ein eigenes kostbares Stadium ist, das für sich selbst steht und nicht nur aufs Erwachsensein vorbereitet.« Sie hatte dabei an Annie denken müssen und brannte vor Entrüstung und Mitleid. Annies Kindheit war bereits vorbei, sofern sie überhaupt stattgefunden hatte.

»Ich gebe zu, dass Fröbel mir der Liebste ist.« Miss Golspie warf sich den aquamarinfarbenen Schal über die Schulter eines Pinafore-Kleids aus rotem Samt. »Es ist so unglaublich, dass ein Deutscher bereits zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts diese Idee von der Wichtigkeit des Spiels und das Lernen von der Natur entwickelt hat. Jetzt, hundert Jahre später, gibt es noch immer Menschen, die davon keine Ahnung haben.«

Ihre Blicke trafen sich. Es gab keinen Zweifel, auf wen sie sich bezog, aber Marion enthielt sich einer Reaktion. Sie wollte sich nicht auf diesen Weg ziehen lassen.

Miss Golspie lächelte. »Kommen Sie doch bitte später zu mir ins Büro.« Ihr Ton war zwanglos. »Es gibt da etwas, worüber ich gern mit Ihnen sprechen möchte.«

Marion schaute der farbenfroh gewandeten Gestalt hinterher und wunderte sich über diesen Zufall Auch Peter hatte ihr was zu sagen. Zwei Leute am selben Tag.

Später trat Marion dann in das eichenvertäfelte Reich der Rektorin. Der Duft von Lapsang Souchong erfüllte die Luft. »Setzen Sie sich. Tee?« Miss Golspie zeigte auf eine Tasse.

»Nein danke. Ich gehe zufällig nach unserem Gespräch zu Jenners zum Tee.«

»Zu Jenners! Dann komme ich am besten gleich zur Sache.« Miss Golspie betrachtete sie durch ihre übergroße Brille in Limmetgrün. In ihrem Freundeskreis gab es viele Künstler, einer von ihnen dürfte dieses Unikat entworfen haben. Vielleicht der-

oder dieselbe, von dem das neue wie ein Lippenpaar geformte Kissen stammte. Marion starrte darauf, als sie sich in die weichen Tiefen des orangen Sofas sinken ließ.

»Lady Rose Leveson-Gower hat mir geschrieben«, begann Miss Golspie. »Ihr Ehemann ist der befehlshabende Admiral in Rosyth.«

Rosyth war die Basis der Royal Navy in Edinburgh. Marion nickte verständnisvoll in Anerkennung des hohen Ansehens, konnte aber nicht erkennen, was das mit ihr zu tun hatte.

»Sie bat mich um eine Empfehlung, da sie jemanden sucht, der während des Sommers ihre Tochter Lady Mary unterrichtet. Ich dachte dabei an Sie.«

»An mich?« Marion starrte sie an. »Aber Sie kennen meine Einstellung zum Unterrichten von Aristokraten.«

Anders als von ihrer Schülerin befürchtet reagierte Miss Golspie darauf weder mit Wut noch mit Ungeduld. »Das stimmt«, sagte sie knapp. »Das haben Sie mehr als deutlich zum Ausdruck gebracht. Und es liegt natürlich vollkommen bei Ihnen, ob sie den Job annehmen oder nicht. Ich bin nur die Botin. Lady Rose hat mich um meine beste Schülerin gebeten, die Sie zweifellos sind, und ich dachte, dass Sie das Geld sicherlich brauchen können.«

Als Marion klar wurde, wie undankbar sie war, errötete sie. Man machte ihr schließlich ein großes Kompliment. Die beste Schülerin, wobei sie noch nicht mal im Abschlussjahr war! Und das Geld wäre höchst willkommen, das stand außer Frage. Aber dennoch wollte sie es nicht annehmen. Sie blickte auf in der Absicht, Nein zu sagen.

Miss Golspie beobachtete sie über ihre Brille hinweg mit einem Ausdruck gelassenen Interesses. »Dann werden Sie also darüber nachdenken?«

Marion, der bereits ein kategorisches Nein auf den Lippen lag, nickte zögerlich. »Ich werde es mir überlegen.«

Später, bei Jenners, saßen sie und Peter inmitten silberner Teekannen, Topfpalmen und Etageren, die unter ihrer Kuchenlast ächzten. Ein kleines Orchester spielte Walzermelodien. Es war ein heißer Abend, und Ventilatoren aus Teak verquirlten die Luft. Jetzt fehlten nur noch ein paar Elefanten, dachte Marion und fächelte sich mit ihrer Serviette Luft zu. Sie musste grinsen, als wie aufs Stichwort zwei breit gebaute ältere Damen würdevoll vorbeistolzten.

Peters Gesicht war von der Hitze gerötet. Seine hellen Haare klebten an der Stirn. Er griff nach einem Eiersandwich. »Man hat mir einen Job angeboten«, verkündete er. »Eine Festanstellung als Lehrer.«

»Das ist ja wunderbar, Peter!«

Er biss ab und sah sie an. »Ist wirklich ziemlich gut, oder?«

»Wo? Eton?«

Er schüttelte den Kopf. Er sollte irgendwo in der Nähe von Invernes als Junglehrer für klassische Literatur arbeiten. »Aber es ist ein Anfang.«

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Marion warmherzig und wunderte sich, warum er sie dauernd anstarrte. Aus irgendeinem Grund war er nervös.

»Ich habe mich gefragt ...«, sagte er. »Ich will damit sagen, dass ich dich fragen wollte ...«

»Was denn?«, bedrängte sie ihn. Er hatte seine Sitzposition verändert, und der Topffarn hinter ihm schien nun aus seinem Kopf zu sprießen. Es fiel ihr schwer, nicht loszulachen. »Heraus damit, Peter! Du machst mich nervös.«

»Willst du mich heiraten?«, platzte es aus ihm heraus.

Marion knallte ihre Tasse auf die Untertasse und hielt sich an den Stuhllehnen fest. Es drehte sich alles um sie, als hätte sie Gin und keinen Earl Grey getrunken. Heiraten? Sie war erst zwanzig. Das Leben mit all seinen Möglichkeiten lag wie eine